# Oertliches und Sächsisches

## Meine Mieter

Seit ein paar Wochen bin ich Hausbesitzer. Es ist zwar nur ein kleines Häuschen, so eine Art Notwohnung für den Winter, aber es sieht doch schmuck aus und ist geräumig, meine vielen Mieter fühlen sich wohl darin. Ich habe ehrlich meine Freude daran, wie sie sich zu Hause fühlen.

Nun schütteln alle Hausbesitzer den Kopf! Sie können sich das nicht erklären, viele Mieter und Freude an ihnen haben.

Ja, man muß sie nur richtig behandeln, muß sie schalten und walten lassen wie sie wollen, nicht immerzu dazwischenreden, dann haben sie mit mir nie Streit, sondern nur unter sich. Nun, und das geht mich nichts an, mögen sie sehen, wie sie fertig werden. Wenn sich dabei etwas lockert, was nicht niet- und nagelfest war, so bringe ich es hinterher stillschweigend wieder in Ordnung. Ich mache auch nicht viele Worte, wenn niemand sich um den Vorplatz kümmert, das bißchen Fegen ist ja schnell getan. Dafür sind sie alle gut Freund mit mir.

Ich verlange auch keine unbilligen Mieten, ein echter, fröhlicher Dank ist mir mehr wert, und selbstredend im Sommer die Mitarbeit im Garten, in meinem großen, schönen Garten mit den vielen Birn- und Apfelbäumen, den Pfirsichen und den Pflaumen. Aber da habe ich keine Not mit ihnen, sie halten sich streng an den Vertrag und sind vom ersten bis zum letzten Sonnenstrahl unermüdlich tätig. Den Achtstundentag haben sie abgelehnt.

Daran denke ich, wenn ich sie jetzt im Winter zu Gaste lade und ihnen den Tisch decke, so gut ich es vermag in diesen mageren Zeiten. Zu ihrem Lobe muß ich sagen, daß sie vergnügt und mit allem zufrieden sind. Wohl suchen sie sich zuerst die besten Happen heraus, und zwar ohne falsche Scham leider für seinen eigenen Verbrauch, aber dann putzen sie doch auch die weniger leckeren Bissen weg, wie Rübsamen und Kürbiskerne.

Wer kann es ihnen aber auch verdenken, daß sie genau wissen, was gut ist? Daß sie fette Hanfkörner und saftigen Schweinsnabel für eine delikate Sache halten, die Finken und Meisen in meinem Vogelhaus?! G. K.

## Ein Dank an die alte sächsische Armee

Prinz Friedrich Christian hat den General der Infanterie a. D. Edler von der Planitz beauftragt, den Angehörigen der alten sächsischen Armee seinen und seiner Familie herzlichen Dank für die große Teilnahme zu übermitteln, die von den alten Soldaten nach dem Hinscheiden ihres Königs zum Ausdruck gebracht worden ist.

•

— Prinz Friedrich Christian stattete am Donnerstagmittag dem Vorstand der Privilegierten Bogenschützen-Gesellschaft in ihren Räumen am Sachsenplatz einen Besuch ab, um seinen Dank für die Teilnahme der Gilde an dem Tode ihres hohen Ehrenmitgliedes zum Ausdruck zu bringen.

## Einäscherungsfeier für Landgerichtsdirektor Dr. Feigenspan

Eine zahlreiche Trauergemeinde füllte am Donnerstag die Halle des Krematoriums, um dem heimgegangenen, hochverdienten Vorkämpfer des deutschen Kolonialgedankens, Landgerichtsdirektor i. R. Dr. Feigenspan, das letzte Geleit zur ewigen Ruhe zu geben. Unter den trauernden Freunden des Verstorbenen sah man die Vertretungen der Dresdner Kolonialvereine und der kolonialen Jugend, Herren des Dresdner Oberlandesgerichts und des Landgerichts, ehemalige Kolonialoffiziere und vor allem Vertreter der Deutschen Kolonialgesellschaft, von deren Dresdner Abteilung er lange Jahre erster Vorsitzender war. Zu beiden Seiten des unter Lorbeer und Blumen verschwindenden Sarges nahmen die Fahnenabteilungen der Kolonialvereine Aufstellung, während erhebende Trauermusik leise den weihevollen Raum erfüllte. Die Trauerrede hielt Pfarrer Schulze von der Lukaskirche. Er setzte seinen tiefempfundenen Ausführungen die Worte aus 2. Kor. 4, 8 voran: „Wir haben allenthalben Trübsal, aber wir ängstigen uns nicht..." Mit Erschütterung und Schmerz ständen nicht nur die treuen Angehörigen an der Bahre des Verschiedenen, sondern Hunderte andere, die einmal mit ihm zusammengekommen und einen Eindruck von ihm tief im Herzen erhalten hätten, der unauslöschlich sei. Und dieser Eindruck sei ausgegangen von seiner großen Bescheidenheit und Güte. Ein Geschenk sei er denen geworden, die ihn kennengelernt hätten als einen, der bei aller Tiefe seines Wissens nie habe ein Mensch der Wissenschaft sein wollen, sondern einer, der ein Herz hat nur für andere und nur für andere arbeiten will. Stets habe er eingeordnet sein wollen in das Wohl und Wehe des Vaterlandes, dem er mit ganzer Seele gehörte. So stehe er vor uns als Beispiel äußerster Pflichterfüllung, Frömmigkeit und Ergebung in den Willen des Höchsten. Und aus diesem reichen Leben leuchte die Hoffnung auf, von der im 1. Petrusbriefe 1, 3 die Rede sei. Danach trat Rechtsanwalt Klöckner, der derzeitige Vorsitzende der Abteilung Dresden der Deutschen Kolonialgesellschaft, an den Sarg heran, um mit einem warmen Nachrufe seiner Korporation einen Kranz niederzulegen. Einen weiteren Nachruf widmete der Bezirksvertreter des Deutschen Kolonialkriegerbundes, Grimm, dem Heimgegangenen im Namen des Vereins ehem. Schutztruppen und Kolonialdeutscher, Dresden. Nach Gebet und Segen des Geistlichen versank der Sarg in die Tiefe.

## Der Arbeitsdienstpflichtgedanke

Der Volksbund für Arbeitsdienst in Sachsen hatte die Spitzen der Behörden, sowie der vaterländischen christlichen und sozialen Verbände, Parteien und Gruppen, darunter den Stahlhelm, die Militärvereine und die Innere Mission zu einem stark besuchten Aussprachеabend im Hotel Bellevue über die Arbeitsdienstfrage und die ersten erfolgreichen Versuche auf dem Gebiet des freiwilligen Arbeitsdienstes eingeladen. Staatsminister a. D. Dr. Wilhelm, M. d. L., leitete den Abend mit einem starken Appell zugunsten des Arbeitsdienstgedankens ein, der notwendig sei, angesichts der Verarmung des Volkes, der Arbeitslosigkeit der Massen und der Gefahr der Demoralisierung der Jugend. Zuerst noch wenig beachtet, sei der Gedanke heute eine Macht, deren sieghafte Durchsetzung nunmehr gewiß sei.

Das Hauptreferat hielt Generalmajor a. D. Faupel, Berlin. Der freiwillige Arbeitsdienst, zuerst schroff abgelehnt, sei nunmehr durch Notverordnung eingeführt worden. Zahlreiche Gruppen der verschiedensten politischen Richtungen seien sofort in den freiwilligen Arbeitsdienst getreten. Damit der freien Wirtschaft keine Konkurrenz erwachse, sei von der Regierung die Gemeinnützigkeit der Arbeiten gefordert worden. Um das Siedlungswerk zu fördern, erhalten die Dienstwilligen außer einer Entschädigung in Höhe der Erwerbslosenunterstützung eine Gutschrift, die ihnen eine spätere Siedlung ermöglichen solle. Ein materieller Vorteil sei die Erleichterung in der Verpflegung, die der Dienstpflichtige gegenüber dem Erwerbslosen genießt. Der organisierende Verband erhalte pro Mann 2 Mark gegen die Verpflichtung der Verpflegung, der Unterkunft und der Arbeitskleidung. Es fanden sich mehr Arbeitswillige, als erwartet wurde. Ebenso boten sich mehr als genug Arbeitsmöglichkeiten. Es habe sich gezeigt, daß viele Projekte, die nie durchgeführt werden konnten, durch den Arbeitsdienst mit einer Verbilligung auf oft mehr als die Hälfte der ursprünglichen Kosten durchgeführt werden konnten. Gegenwärtig seien ungefähr 20 000 in Tätigkeit, d. h. gleich 0,3 Prozent der Gesamterwerbslosenzahl. Das sei volkswirtschaftlich zu wenig. Die Gegner der Arbeitspflicht behaupteten, die Durchführung koste zu viel Geld. In der Praxis habe sich aber gezeigt, daß man zur Erwerbslosenunterstützung nur in einem Teil der Fälle zu dem Durchschnittssatz von 2 Mark pro Kopf und Tag ungefähr 50 Pfennige hinzu zahlen müsse. Das gelte auch für die Durchführung der allgemeinen Arbeitsdienstpflicht. Auch hier werden angesichts der zahlreichen im Ruhestand befindlichen Beamten, die hier wieder ein Betätigungsfeld auf verwaltungstechnischem Gebiete finden, keine allzu großen Verwaltungskosten entstehen. Arbeit sei übergenug vorhanden: Meliorationen, Siedlung, Rückwanderung auf das Land. Siedlung sei nur durch die billige Arbeit der Dienstpflichtigen durchführbar. Die Materialkosten seien ebenfalls keineswegs hoch. Eine Unmenge lasse sich aus allen möglichen Gelegenheiten beschaffen. Für den Rest sei zu bedenken, daß die Kosten produktiv seien, im Gegensatz zu den 8 Milliarden unproduktiver Kosten der Erwerbslosenfürsorge. Unter lebhaftem Beifall schloß der Redner mit dem Hinweis, daß die Arbeitsdienstpflicht verwirklicht werden muß, bevor es auch mit dem Einsatz dieses letzten Gutes unseres Volkes zu spät sei.

Heinz Hauenstein, der Leiter des Dresdner Lagers, schilderte in lebendigen Bildern das Leben in den Lagern und gab eindrucksvolle Schilderungen über die Beglückung, die das Wiederfinden von Arbeit für die Mitglieder eines Lagers bedeute. Leider hinderten viele Härten des Gesetzes die Aufnahme aller Arbeitswilligen. Besonders bedenklich sei die Bestimmung, daß jeder Arbeitswillige nach 20 Wochen wieder aus dem Arbeitslager, in dessen Gemeinschaft er sich eingefügt habe, entlassen werden müsse. In allen Lagern habe man mit der Arbeitsfreudigkeit der erwerbslosen Jugend die besten Erfahrungen gemacht. Auch politische Gegensätze verschwinden sehr rasch. Um so mehr sei es Gebot der Stunde, den Arbeitsdienstgedanken rasch zu verwirklichen. Die Jugend, so schloß der Redner unter lebhafter Zustimmung, will herunter von der Straße. Eine eingehende Aussprache im zwanglosen Beisammensein beschloß nach einem warmen Schlußwort des Vorsitzenden Dr. Wilhelm den Abend.

— Deutsch-amerikanischer Abend im Studentenhaus. Vorstand und Auslandsamt der Studentenschaft der Technischen Hochschule veranstalteten kürzlich im Studentenhause einen Diskussionsabend. Anlaß dazu gab der Besuch zweier Vertreter der amerikanischen Studentenschaft, die zur Zeit in Deutschland weilen, um den Besuch deutscher Studentenvertreter in Amerika zu erwidern. Als Einleitung des Abends erstattete Dr. Eisenbrown in fließendem Deutsch ein Referat über das Thema: „Haben Amerikanismus und europäische Kultur noch etwas voneinander zu erwarten?" Der Redner schilderte, wie die Gesamtheit der Begriffe, die man mit dem Worte „Amerikanismus" auf einen gemeinsamen Nenner bringen kann, sich entwickelt hat aus der Weite des Raumes in den Vereinigten Staaten, der kurzen Zeitspanne mit der ersten Einwanderung, der rassischen und völkischen Verschiedenheit der Siedler, ihrer häufigen Herkunft aus den unteren Schichten der europäischen Bevölkerung und ähnlichen Einflüssen. Aus dieser ungleichförmigen Masse habe sich aber doch infolge der Gemeinsamkeit des Erlebens allmählich eine starke Uniformität der Lebensformen in Amerika entwickelt. Das Zweckentsprechende herrsche auf allen Gebieten vor; auch die Hausfrau arbeite weitgehend mit Maschinen, selbst Bildung und Erziehung würden „rationalisiert", das Materielle überwiege das Ideelle. Amerika als junges Land konnte bis jetzt kaum an die Entwicklung einer eigenen Kultur denken; erst in jüngster Zeit wurden die Grundlagen dazu geschaffen und das Fehlen einer bodenständigen Kultur erkannt. Amerikanisches Wesen habe gewisse deutsche Städte stark beeinflußt; anderseits gebe Deutschland der Neuen Welt viel Wertvolles; den Amerikaner reize dabei, wenn auch oft uneingestandenermaßen, sehr stark die deutsche Gefühlsinnigkeit und Gemütstiefe. — Kand.-Ing. Heinz Puell hielt das Korreferat, wobei er die deutsche Not und das starke politische Wollen der deutschen Jugend in den Vordergrund stellte. An der lebhaften Aussprache beteiligten sich auch die Professoren Barkhausen, Güntherschulze und Nägel.

— Die Dresdner Beisetzungsfeierlichkeiten gelangen von heute, Freitag, ab im Capitol im Rahmen der Emelka-Woche zur Vorführung. Auch Fü-Li und Gloria-Palast zeigen Tonfilmaufnahmen von den feierlichen Ereignissen.

— Ihren 80. Geburtstag feiert am 27. Februar Frau Alwine verw. Lorenz, Weichenwärterswitwe; sie wohnt im Hause der Frau verw. Geißler, Künklerstraße 22, seit 22 Jahren.

# Zwölf Gramm Strychnin für einen Elefanten

Die bekannte Brandkatastrophe im Zirkus Sarrasani in Antwerpen hat insgesamt sechs Elefanten als Opfer gefordert. Ueber den Tod des allen Dresdnern wohlbekannten „Baby" veröffentlicht die „Nieuwe Gazet" in Antwerpen einen langen Bericht, dem wir folgende Einzelheiten entnehmen:

## Die Abreise der Elefanten

Dienstag nachmittag sollten die Elefanten des Zirkus Sarrasani Antwerpen verlassen, bis auf eine Ausnahme, nämlich: „Baby", deren Brandwunden so schlimm waren, daß das arme Tier verurteilt war, zu sterben. Um es nicht länger leiden zu lassen, hatte man beschlossen, es durch eine Strychninspritze zu töten.

Das Gerücht von dem Abtransport der Elefanten hatte eine sehr große Menge zu den übriggebliebenen Ställen gelockt. Unter den Wartenden erschien Herr Jos. C. Ruyts, der Kommissar des Tierschutzvereins, der

**dem verdienstvollen Pflegepersonal die Ehrenmedaille verlieh.**

Die verletzten Tiere sollten zum Südbahnhof geführt werden. Von den 18 Elefanten, die übrigblieben, wurden fünf durch Lastautos abtransportiert.

## Trauriger Abschied

Es war ungefähr 8 Uhr abends, als die Herren Stosch mit ihrem Personal in den Stall zurückkehrten, wo sofort die gesunden Tiere freigemacht wurden und ein jedes, begleitet von einem Kornak, ins Freie geführt wurde.

Die Tiere gingen wie im Zirkus, nach der Größe. Sie mußten an „Baby" vorbei, die sich traurig auf ihren bereits teilweise verfaulten Pfoten, von denen ekelhafter Eiter tropfte, hin und her wiegte.

Maud, die kleinste und letzte des Haufens, drehte sich mit einemmal um, als sie bei Baby vorbeikam, und schlug ihren Rüssel um den des verletzten Tieres, als ob sie sich fragte, warum es nicht auch mitging. Die Stimme des Kornaks trieb jedoch Maud weiter und schnell wurde die Türe hinter den Tieren geschlossen. Baby blieb trauernd allein zurück.

## Ein ergreifendes Schauspiel

Inzwischen hatten sich in dem Stall Tierarzt Hasse, Professor der Universität Gent De Groodt und die Apotheker Reymacker versammelt.

Während eine größere Dosis Strychnin herbeigeschafft werden mußte, spielten sich bei dem verurteilten Tier ergreifende Szenen ab. Stosch senior redete dem Tier mit vor Tränen erstickter Stimme zu und gab ihm allerlei Kosenamen. Schließlich fiel er seinem Sohn, der an einem der Pfähle lehnte und leise schluchzte, überwältigt um den Hals.

„Machen Sie es doch kurz", sagte Herr Stosch zu Herrn Hasse. „Lassen Sie es doch nicht leiden, es wird ihm doch keine Schmerzen bereiten; armes, gutes Tier, arme Baby, sie hat eine Vorahnung davon." Als letzten Trost gab er dem Tier einige Stückchen Zucker, die er in das Maul drücken mußte, um „Baby" das schmerzliche Bewegen ihres übel zugerichteten Rüssels zu ersparen.

## Wie Baby starb

Kurz vor 9 Uhr war Herr Hasse bereit und „Baby" erhielt eine erste Einspritzung von zwei Gramm Strychnin. Die Nadel wurde in die linke Flanke des Tieres hinter der Vorderpfote in Höhe des Herzens eingesteckt. Da mehrere Einspritzungen gemacht werden mußten, so wurde die Nadel im Körper gelassen und die Spritze abgeschraubt. Mit einer anderen Nadel wurde eine neue Dosis Gift hochgezogen und dann wurde die Nadel wieder abgeschraubt. Die Spritze wurde erneut auf die in dem Körper befindliche Nadel aufgesetzt und wieder wurde eine Dosis von dem schnell wirkenden Gift in den plumpen Leib des leidenden Tieres gespritzt.

Mit Spannung wurde die Wirkung verfolgt. Jedoch „Baby" wiegte sich weiter hin und her, als ob ihr eine heilkräftige Medizin zugeführt worden wäre. Die Herren Stosch, die fortfuhren, dem Tier gut zuzureden, konnten es nicht länger mit ansehen, um so mehr Vater Stosch sich erinnerte, daß in Amerika ein Elefant, dem man zwanzig Gramm Strychnin eingespritzt hatte, nachträglich totgeschossen werden mußte.

Um ½10 Uhr sagte Herr Hasse, daß das Tier genügend Gift im Leib habe. In der Tat waren zwölf Gramm eingespritzt,

**eine Menge, die ausreicht, um 120 Menschen auf der Stelle zu töten.**

Tatsächlich kam eine unsichere Bewegung in den plumpen Leib, der sich krampfhaft zusammenzog, als ob das Tier erbrechen wollte. Auf einmal sank Baby vornüber und stieß mit dem Kopf auf den Boden, um dann auf die Seite zu fallen, aus der noch die Nadel der Spritze blinkend hervorsah.

Vater Stosch verließ schluchzend den Stall. Es dauerte noch zwanzig Minuten, bevor Baby den letzten Atemzug tat. Der Todeskampf hatte genau eine Stunde gedauert.

Als das Tier dalag, konnte man erst die Schwere der Brandwunden erkennen. Die Vorderpfoten, von denen die Hufe abgefallen waren, waren bereits Dreiviertel abgestorben. Es war also wahrlich ein barmherziges Werk, das Tier von seinem Leiden zu erlösen.

Fabian, der Oberstallmeister, drückte Baby weinend die Augen zu. Fünf Minuten später war er mit den anderen vollauf beschäftigt mit dem Abbau des Stalles ...

So ist nun einmal das Zirkusleben!

## Die Zukunft der Junglehrer

Von der Junglehrerschaft im Sächsischen Philologenverein erhalten wir eine erschütternde Zuschrift. „Sind wir notwendig?" so fragen die Junglehrer. Und dann heißt es weiter: „Wir denken bei der allgemeinen Not schon lange an keine Anstellung mehr. Die Zahl derer, die überhaupt noch beschäftigt sind, wird von Halbjahr zu Halbjahr kleiner. Viele leben schon auf Kosten der älteren Kollegen, die zu unseren Gunsten auf Stunden verzichteten. Noch sind wir Idealisten und hoffen auf eine Auslese der Besten unter uns. Aber jetzt ist zu einem bedeutenden Teile der Zufall (Bedarf der Fächer an einer Schule) das auswählende Moment. In der folternden Ungewißheit, ob wir nicht schon im nächsten Halbjahr ohne Unterstützung auf der Straße liegen, müssen wir unser verantwortungsvolles Amt erfüllen. (Einem Kollegen wurde in zwei Jahren sechsmal gekündigt.) Wir wissen nicht, braucht man auf die Dauer überhaupt noch einen von uns. Dann wäre an der Schule die Generation ausgelöscht, die ihrem Alter nach zwischen Schüler und Studienrat steht.

Wie geht es den Glücklichen, die augenblicklich noch beschäftigt sind? Wir (27 bis 40 Jahre alt!) stehen außerhalb der Besoldungsordnung, können auf kein Anwachsen unseres Stundenlohnes hoffen. Wissen die Eltern, daß viele der Junglehrer, denen sie ihr Liebstes, der Staat seine Zukunft anvertrauen, für monatlich 100 Mark arbeiten? Wir werden stundenweise bezahlt (2 bis 3 Mark für die Stunde) und müssen oft zu den einzelnen Stunden zwischen zwei, drei Schulen hin- und herhetzen. Läßt sich unsere Arbeit nach Stunden berechnen? Vorbereitung, Aufsicht, Korrekturen und vieles andere kosten mehr Zeit und Kraft, als der Außenstehende ahnt. Zählen wir sie mit, werden wir schlechter bezahlt, als ein gelernter Arbeiter. Man verlangt aber von uns Urteile, die über das Leben unserer Jungen entscheiden. Wie sollen wir den Schülern etwas bieten, wenn wir uns nicht durch Bücher, Vorträge, Theater, Reisen weiterbilden können? Die Jungen würden nicht verstehen, wenn wir unsere Not auch in unserer Kleidung zeigten. Viele unter uns haben noch Schulden vom Studium, Vermögen nach der Inflation keiner. Und diese Bezahlung gilt auch nur bis Ostern. Was dann?

Wir wollen nicht klagen, aber wir fordern Klarheit über unsere Zukunft: Sind wir notwendig oder nur geduldet?"

§ Wie entsteht ein Autoreifen? Ueber dieses Thema und über die pflegliche Behandlung der Gummireifen belehrte ein Vortrag von Dr. Crenzin (Hannover) im vollbesetzten Saale des Künstlerhauses. Lichtbilder führten von der Gewinnung des Rohgummis auf den Plantagen Indiens bis zur Verarbeitung in Deutschlands größter Reifenfabrik, der Continental Caoutchouc-Compagnie G. m. b. H., Hannover, deren Umfang und Bedeutung für den Kraftfahrzeugverkehr der Vortrag anschaulich verdeutlichte. Nicht weniger als 15 000 Menschen finden dort in der Saison Beschäftigung. 24 Niederlassungen im Reiche tragen dazu bei, die deutschen Erzeugnisse wieder wettbewerbsfähig mit amerikanischen und englischen zu machen. Ein Teil der während des Weltkrieges verlorengegangenen ausländischen Absatzgebiete ist dank der deutschen Qualitätsarbeit bereits wieder zurückgewonnen worden. Interessant waren auch die Ausführungen des Redners über das Problem der Reifenpflege, ein wichtiger Posten im Unterhalt moderner Kraftfahrzeuge.